

Mein
Risiko
zum
Überleben

von Hans Schira

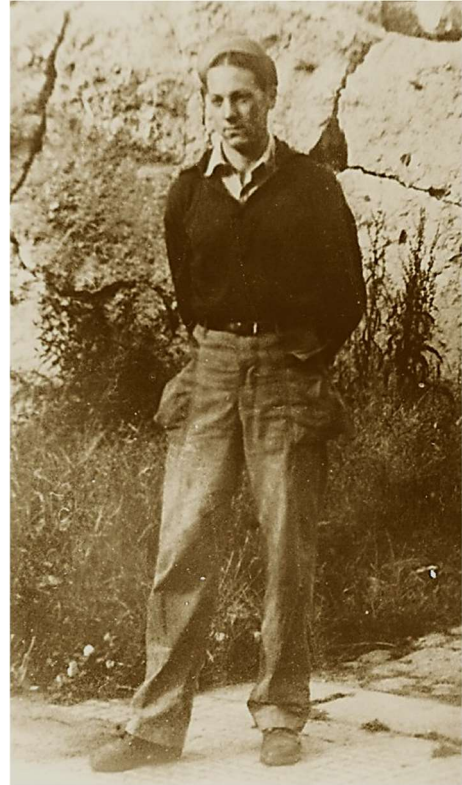
Das Risiko zum Überleben

Vorwort:

Dies ist ein Tatsachenbericht, der schildert, wie ich mich im zweiten Weltkrieg in Russland an der Front und später in Frankreich in der Gefangenschaft aus Situationen befreite, die mich unter Umständen das Leben hätten kosten können.

Mit 18 Jahren kam ich an die Ostfront, zwecks Frontbewährung. Vorher besuchte ich drei Jahre lang eine Militärschule. Der Unterschied vom schönen Leben an der Schule zum Schützengraben in Russland war für mich schrecklich und brachte mich auf riskante Handlungen. Ich weiß natürlich, dass es vielen Kameraden ebenso erging. Es ging ums Überleben. Die einen fügten sich ihrem Schicksal, die Anderen versuchten es auf ihre Art und Weise, sich von der Gefahr zu entfernen.

Meine Devise lautete: "Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott."



Wir schrieben das Jahr 1940. Ich war 15 Jahre alt, als ich mich freiwillig zur Militärschule meldete. Kein Wunder, denn Großdeutschland war unbesiegbar. Für mich die ideale Zukunft. Es war eine schöne Zeit, doch nach der Schule wurde es bitterer Ernst. Im Oktober 1943 war es dann so weit:

"Meine Herren, wenn ihr Unteroffiziere werden wollt, dann müsst ihr euch erst an der Front sechs Monate lang bewähren. Ihr könnt stolz sein auf diese Ehre." So wurden wir verabschiedet.

Ausgebildet waren wir sehr gut: Infanterie, die Krone der Waffen. Nun konnte man das wahre Gesicht vieler Kameraden erkennen. Es gab sehr unterschiedliche Reaktionen. Die meisten freuten sich. Endlich keine Schule mehr! Ich musste dabei unwillkürlich an die Volksschule denken, da war man auch froh, als sie vorbei war, obgleich es die schönste Zeit im Leben war.

Einige aber waren doch darunter, bei denen keine Freude aufkam. "Aber um Gotteswillen nichts anmerken lassen!" Man hätte uns als Feiglinge hingestellt, oder als Muttersöhnchen, wir, die Zukunft Großdeutschlands. Ich gehörte mehr zu den Nachdenklichen. Schlagartig wurde ich ernst. Ich hatte ja schon viel von meinen Brüdern gehört, die beide schon jahrelang im Krieg waren.

Ehe es nach Russland ging, gab es noch zwei Wochen Urlaub. Wir hatten oft Urlaub, aber dieses Mal war es ein anderer. Nur so lässt es sich erklären, dass ich den Urlaub um einen Tag überzog. Das brachte mir drei Tage verschärften Arrest ein, was meine Laufbahn beeinflusst hätte. Damit begann meine Misere.

In einem Personenzug fuhr ich mit anderen Kameraden über Polen nach Russland bis Kiew. Die Fahrt dauerte Wochen, so dass es schon Winter war, als wir ankamen. Die restlichen Kilometer mussten wir zunächst mit einem LKW hinter uns bringen.

Da pfften schon die ersten Granaten über unsere Köpfe hinweg - unsere erste Feindberührung. Wir zogen die Köpfe ein. Von den "alten Hasen" wurden wir prompt ausgelacht.

Nun konnte ich feststellen, dass von meinen Kameraden nicht einer dabei war, dem es zu Lachen zumute gewesen wäre.

Über verschneite Pfade und Hügel ging es bei Dunkelheit bis vor die Stellung. Jede Kompanie bekam einen Mann zugeteilt.

Mein Begleitmann brachte mich zum Kompaniechef.

Nach einer kurzen Begrüßung sagte dieser: "Sie werden sehr müde sein, ruhen sie sich heute Nacht aus." Mein Zugführer stand daneben und sagte sogleich: "Herr Leutnant, es ist am besten, wenn ich ihn gleich einsetze;

frisch gewagt ist halb gewonnen." Nach kurzem Zögern sagte der Kompaniechef: "Wie sie meinen."

Nachdem ich mein Gepäck abgelegt hatte, wurde ich in meine Stellung eingewiesen. Der Begleitmann sagte zu mir: "Der Feind ist etwa 30 bis 40 Meter von hier entfernt." Man durfte nur flüstern.

Nun stand ich da mit meinem Maschinengewehr, allein, in vorderster Front, dabei musste ich wohl eingeschlafen sein, denn plötzlich stand jemand vor mir und stieß mich mit den Knien an. Es war ein Hauptmann, der seinen Rundgang machte. Ich dachte natürlich, es sei ein Russe. Ich machte Meldung und musste ihm meine Geschichte erzählen. Er hatte Verständnis und beließ es bei einer Ermahnung. Nun wusste ich, was Angst heißt.

Nach zwei Stunden wurde ich abgelöst. Hundemüde, bekam ich den Befehl mir ein Loch in die Wand des Schützengrabens zu buddeln. Der Graben war etwa einen Meter breit und zwei Meter tief. Als ich das geschafft hatte, konnte ich endlich schlafen. Und das alles bei 25 Grad unter Null.

Nachdem ich ja der jüngste war, musste ich auch viele Botengänge machen. Was ich nun berichte, sind Erlebnisse, die meinen Entschluss bekräftigten, etwas bezüglich meiner Situation zu unternehmen. Aber was?

Im Vorfeld rechts von mir zog sich der feindliche Graben, dem Gelände entsprechend, weiter zurück. Dort sah ich einzelne schwarze Punkte. Als ich fragte, was das sei, antwortete man mir: "Das war ein feindlicher Spähtrupp, der von uns aufgerieben wurde. Sie liegen immer noch da." Im Krieg nichts Besonderes, für mich schon.

Ein andermal griff der Feind unsere Stellung an. Vorher war ein Granatwerferfeuer, dass ich meinte, die Welt geht unter. Alles kam von oben, als würde es Feuer regnen. Dann griffen sie an. Es war grauenvoll. Zum ersten Mal sah ich tote Soldaten im Graben liegen.

Ich betete seit langer Zeit wieder innig und weinte dazu.

Einmal, als ich nachts Wache stand, näherten sich zwei Panzer und kurvten im Gelände vor uns umher.

Plötzlich wurde es taghell. Einige Leuchtraketen wurden von uns abgeschossen. Sie schwebten langsam an einem Fallschirm über den Panzern zu Boden. Gleich darauf krachte es einige Male und die Panzer waren stumm. Sie wurden von unserer Panzerabwehr erledigt. Was dann geschah war schrecklich.

Stundenlang hörten wir die Besatzung der Panzer schreien. Sie konnten sich nicht befreien und mussten elend zugrunde gehen. Anschließend war alles still, als sei nichts gewesen.

Hinter der Front, in der sogenannten Etappe, war eine Saunaanlage. Von Zeit zu Zeit konnten wir uns dort duschen. Das war für mich und meine Kameraden eine seelische und moralische Erleichterung.

Endlich nicht direkt am Feind. Aber die Angst saß trotzdem wie eine Faust im Nacken. Wir hatten alle ein Dach über dem Kopf und waren nicht unmittelbar am Feind.

Als dann jedoch ein Sanitäter zu mir sagte: "Ihr müsst euere Stellung da vorne gut verteidigen, wenn ihr weiterhin duschen wollt," war meine Moral allerdings vollends am Ende.

Einmal durften wir sogar einen Film sehen, in dem getanzt, geschlemmt und geküsst wurde. Nach dem Film waren wir alle derart deprimiert, dass wir uns wie Sträflinge vorkamen.

Bei einem Waffenappell bin ich natürlich auch wieder mal aufgefallen. Der Lauf meines Gewehres war etwas verrostet. - Drei Tage verschärften Arrest - Absitzen in der Heimat. Aber so weit kam es nicht. Die hätte ich heute noch gut.

All dies und noch vieles mehr festigten meinen Entschluss, etwas zu unternehmen.

Mein erster Versuch

Natürlich dachte ich daran, dass es viele Kameraden gibt, die das schon jahrelang mitgemacht haben. Sie taten mir unsagbar leid. Aber an der Front sollte man am besten nicht denken, sondern man musste handeln. Gerüchte gab es an der Front immer. Eines davon lautete: "Wer sich freiwillig zu den Fallschirmjägern meldet, wird in der Heimat ausgebildet."

Ich hatte mich dazu bereiterklärt, obwohl auch das ein gefährliches Abenteuer geworden wäre. Dazu musste man sich beim Bataillon melden. Ich meldete mich also. Dabei entstand folgender Dialog: "Ich bitte mich zu den Fallschirmjägern melden zu dürfen." "Warum wollen sie sich melden, die Aktion ist schon abgeschlossen." - Ich war wie vor den Kopf geschlagen - "Ich habe da mehr Gelegenheit", sagte ich, "mich meiner Tapferkeit auszuzeichnen." Der Major sagte: "Ich kann ihnen behilflich sein. Melden sie sich freiwillig zu einem Späh- oder Stoßtrupp, am besten bei ihrem Kompaniechef. - Abtreten!"

Damit hatte ich nun nicht gerechnet. Ich hätte mich am liebsten ohrfeigen können. Ich manövrierte mich selbst in ein Himmelfahrtskommando hinein. Ich musste jeden Tag damit rechnen, für ein Kommando dieser Art aufgestellt zu werden. Nachdem sich aber in den nächsten Tagen nichts rührte, obwohl Leute aufgestellt wurden, hatte ich offenbar Glück gehabt. Vielleicht hatte der Major freundlicherweise mein Unternehmen nicht weitergeleitet.

Mein zweiter Versuch

Es war ein offenes Geheimnis, dass wir kurz vor der Einkesselung waren. Das heißt: Sollte es so weit kommen, gab es nur zwei Möglichkeiten. Vernichtung, Gefangenschaft oder wir müssten einen Durchbruch machen. Beides war mit vielen Toten verbunden. - Im Lazarett erfuhr ich später, dass einen Monat danach genau das eintrat, wobei beim Durchbruch, der über eine Fluss führte, fast das ganze Bataillon vernichtet wurde.

- Flussüberquerung bei 30 Grad Kälte -

Aber zu diesem Zeitpunkt wusste ich ja noch nichts davon.

Als ich wieder einmal Wache stand und so vor mich hin grübelte, kam mir ein riskanter Gedanke. Bei 30 Grad Kälte musste eine Erfrierung leicht möglich sein. Gedacht, getan. In der kommenden Nacht als ich Wache hatte wollte ich es tun. Ich zog also meinen linken Filzstiefel aus und begoss den Fuß mit Kaffee. Das war gar nicht so einfach, denn es konnte ja jeden Moment eine Kontrolle kommen. Das wäre dann mit Sicherheit das Aus für mich gewesen. Es ging jedoch gut. Solang ich es aushalten konnte, ließ ich den Fuß im Freien. Ich wollte gerade meinen Stiefel anziehen, als ich

Schritte hörte. Mir blieb das Herz stehen. Kommt der zu mir? Doch die Schritte gingen vorbei. Wahrscheinlich wäre es ja auch in der Dunkelheit nicht aufgefallen. Nachdem der Fuß wieder im Stiefel war, hatte ich noch lange Schmerzen, die aber relativ schnell vergingen.

Als ich keine Schmerzen mehr hatte, war der Fuß wieder normal. Es sah aus, als hätte ich alles umsonst gemacht. Ich wollte es bei einem Misserfolg auf jeden Fall wiederholen. Nach einigen Tagen bekam ich an dem Fuß Schmerzen, so dass ich mich krankmelden musste. Der Fuß war ab der Wade so stark geschwollen, dass man zwischen Knöchel und Fuß keinen Unterschied mehr sah. Also humpelte ich zum Arzt. Nach einer kurzen Untersuchung stellte der mir eine Bescheinigung aus und teilte mir folgendes mit. "Sie müssen auf schnellstem Weg, etwa fünf km, zum Hauptverbandsplatz, aber zu Fuß, denn es gibt kein Fahrzeug mehr. Trotz großer Schmerzen schleppte ich mich dorthin.

Von weitem sah ich schon den Rauch einer Lokomotive. Durch den anstrengenden Marsch war es mit meinem Fuß noch schlimmer geworden, so dass ich vor einer Untersuchung keine Angst hatte. Man sagte mir jedoch, dass das Lazarett geräumt wird, da wir fast eingeschlossen sind, und dies der letzte Zug sei.

So wurde ich ohne Untersuchung mitverladen.

- Soweit war es also gekommen. Dabei hatte es immer geheißen, der Krieg sei bald zu Ende, weil die Russen schon mit alten Soldaten kämpften, was ihr sicheres Ende bedeutete.

- Es herrschte eine große Hektik.

Im Lazarettzug Richtung Heimat

Aber so weit war es noch lange nicht. Nach tagelanger Fahrt durch Polen landeten wir in Lublin. Dort kamen wir in ein Lazarett. Lublin war meine zweite Hürde. Nun entschied es sich, wer in die Heimat kam und wer wieder an die Front musste, nachdem er ausgeheilt war. Da aber meinem Fuß keine Behandlung widerfuhr, wurde der immer schlimmer, so dass ich gute Hoffnung hatte. Nach einer Untersuchung war es dann soweit. Ich durfte in die Heimat. Am nächsten Tag sollte mein Zug gehen. Aber das wäre beinahe schief gegangen.

Als wir am Abend vorher gemütlich beisammensaßen, ertönte eine Lautsprecherdurchsage. "Alle Kranken mit der Krankenummer 3a sollten sich beim Arzt melden; es gibt eine Extraration an Schokolade und Zigaretten." Es war meine Nummer. Ich ging gleich zu dem betreffenden Arzt, der sich in einem großen Saal befand. Ich musste warten. Da fragte mich ein Sanitäter, was ich den wolle? Ich erzählte ihm von der Durchsage, worauf er mich warnte: "Hau bloß ab, das ist eine Falle, du bekommst zwar das Versprochene, aber dann bleibst du da, wirst ausgeheilt und gehst zurück an die Front." Noch nie war ich so schnell verschwunden, wie da. Wieder hatte ich großes Glück, dank dieses Sanitäters.

Am nächsten Tag saß ich also im Zug, der mich in die Heimat bringen sollte und dies auch tat. Wo wird es hingehen? Ich wusste natürlich, dass dies alles keine Erlösung war. Der Krieg konnte noch lange dauern, aber meine Krankheit nicht.

Trotzdem war ich aber guter Laune.

Die Zugfahrt wurde von mir genau verfolgt. Es ging doch tatsächlich in Richtung Süden. Endstation war Bad Tölz.

Da hatte ich Verwandte, bei denen zu allem Glück grad meine Mutter auf Besuch war. Man kann sich die Freude kaum vorstellen. Während alle noch der Meinung waren ich sei in Russland, rief ich aus nächster Nähe an. Es herrschte eine Riesenfreude. Ich wurde in eine Pension verlegt. Welch ein Komfort. Ich konnte das alles kaum fassen. In Bad Tölz verbrachte ich acht Wochen.



Der junge Hans mit seiner Mutter und seiner Schwester

Dann wurde es wieder Ernst.

Meine Krankheit wurde durch Eiweiß im Urin bemessen. Zu meinem Leidwesen wurde mein Urin immer besser. Nachdem ich auch noch meine Mandeln opferte, hatte ich alle Register gezogen. Dann jedoch kam mir ein Gedanke, von dem ich bis heute noch nicht weiß, wie ich das tun konnte.

Mein Bettnachbar war schwer nierenkrank und hatte sehr viel Eiweiß im Urin.

Jeden Morgen wurde der Urin abgeholt und zur Untersuchung ins Labor gebracht. Ich schüttete vom Urin des Nachbarn etwas zu dem meinen. Es war mit Sicherheit zu viel. Zwei Stunden, nachdem man die Probe abgeholt hatte, wurde ich zum Chefarzt gerufen.

Ich wusste, was mich erwartete, wenn man den Betrug entdeckte. Das konnte mein Aus sein. In dieser Beziehung gab es keine Gnade. Der Arzt brüllte mich zusammen, dass mir Hören und Sehen verging. Dann musste ich vor seinen Augen urinieren. Zehn Minuten später lag mein Befund vor. "OB".

"Ich werde sie vor ein Kriegsgericht bringen", schrie er, "wegen Feigheit vor dem Feind!" Ich zitterte am ganzen Körper. Jetzt ist es aus mit meiner Kunst, dachte ich, ich bin verloren.

Nachdem er meine Reaktion sah, trat er ganz nahe an mich heran und sprach: "Ich rechne das alles deinem jugendlichen Leichtsinn an, auch ich will nicht unbedingt deine Laufbahn zerstören. Morgen will ich dich nicht mehr sehen. - Abtreten!"

Wieder hatte ich großes Glück gehabt. Und trotz allem bekam ich noch zwei Wochen Urlaub. Nun war mein Unternehmen beendet. Nach ungefähr vier Monaten stand wieder unweigerlich Russland bevor.

Ich musste mich in Darmstadt melden, wo meine Einheit neu aufgestellt wurde. dort angekommen, traf ich einige Kameraden, die mit mir in Russland waren. Von diesen erfuhr ich, wie es ihnen beim Ausbruch aus dem Kessel erging. Es war furchtbar. Sie mussten über einen Fluss, wobei fast alle Kameraden ums Leben kamen.

Nach etwa acht Tagen war es dann soweit. Morgen früh geht es ab nach Russland. Entmutigt fand ich mich mit meinem Schicksal ab.

Am Abend vorher gab es noch einen Appell. Nachdem wir noch genaue Anweisungen bekommen hatten, fragte der Kommandant: "Wer kann Autofahren? Der soll vortreten! Ich brauche acht Mann, für eine Sanitätsstaffel nach Frankreich."

Dort war die Invasion im vollen Gange. Es meldeten sich fünf Mann. Sichtlich enttäuscht ließ er uns wegtreten.

Als ich wieder auf meinem Zimmer war, dachte ich fieberhaft nach, was ich tun könnte, um nach Frankreich zu kommen, denn in meinem ganzen Leben war ich noch in keinem Auto gesessen.

Wenn ich mich meldete, musste ich damit rechnen überprüft zu werden. Bei der Frage nach dem Führerschein könnte ich ja sagen, er sei mit dem Tross in Russland, beim Ausbruch aus dem Kessel vernichtet worden. Es war alles sehr gewagt.

Nach langem Nachdenken ging ich zur Schreibstube und meldete mich als Kraftfahrer. Die erste Frage war: "Sind sie im Besitz eines Führerscheins?" "Jawohl," sagte ich, "aber den habe ich in Russland verloren. "Ach ja, sie waren ja im Kessel. Ich bin froh, noch einen gefunden zu haben. Ich werde sie auf die Frankreich-Liste setzen."

Ich konnte es nicht glauben. So einfach war das, und das hätte doch so schlimm ins Auge gehen können.

Am nächsten Morgen taten mir die Kameraden sehr Leid, die nach Russland abrücken mussten.

Ab nach Frankreich

Unser Transportzug bestand aus etwa zehn Krankenwägen. Wir waren in einem Personenwagen untergebracht.

Es ging von einem Bahnhof zum anderen, nirgends fanden wir unsere Einheit. Die Invasion, wie gesagt, war in vollem Gange. Unser Chef, ein älterer Stabsfeldwebel, hatte keine Lust mehr zu kämpfen und lernte uns "Hände hoch" auf Englisch. "Den Krieg können wir nie gewinnen", sagte er.

"Es ist schade um jeden Tag, an dem Soldaten sterben müssen." Womit er Recht hatte.

Etwa nach sechs Wochen - wir waren gerade im Bahnhof von Amiens - ging es los. von allen Seiten hagelte es Bomben und Granaten. Es war die Hölle. Unser Stabsfeldwebel rief: "Rette sich, wer kann!" Damit gab er uns, moralisch betrachtet, frei. Wir liefen in alle Richtungen. Ich kam aus der Stadt heraus, aber es gab Auffangstellungen, da musste man sehr aufpassen.

Wenn man erwischt wurde, gehörte man wieder zu den Kämpfern. Das musste ich unter allen Umständen vermeiden.

Meine Straße führte nach Osten. Es war eine Rückzugsstraße. Ein grauenhaftes Bild bot sich mir. Die Straße wurde teilweise von den Amis beschossen, so dass man sich zeitweise nur im Straßengraben fortbewegen konnte. Was man da an Wertgegenständen sehen konnte war unvorstellbar.

Das war keine deutsche Wehrmacht mehr. Mein Entschluss stand fest. Bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, würde ich von der Bildfläche verschwinden.

Es kam ein kleines Dorf, das von der Bevölkerung verlassen worden war. Es strömten viele Soldaten vorbei, doch als ich mich nicht beobachtet fühlte, schwang ich mich über ein großes Bauernhoftor. Da stand ich nun. Alles war ruhig, kein Vieh, keine Menschen - alles war wie ausgestorben.

Aber, oh Schreck, da sprang ein Soldat über das Tor. Er war von der Feldgendarmarie. Hat er mich beobachtet und will mich nun festnehmen? Nein. Er sagte: "Wir bleiben so lange, bis der Spuk vorbei ist, dann schlagen wir uns zu unserer Einheit durch." "Jawohl", sagte ich, dachte aber ganz anders, nämlich: Du kannst mich gern haben, ich bin froh, dass nun die Gelegenheit da ist, in die Gefangenschaft gehen zu können. Der Krieg war für mich aus. Wir bestiegen beide den Heustadel und vergruben uns ins Heu. Draußen donnerte und krachte es noch den ganzen Tag. Dann wurde es ruhiger.

Durch die Flucht hatte ich alles verloren. Ich hatte Hunger und Durst.

Ein Kollege hatte Schokolade und etwas zu trinken, gab mir aber nicht das Geringste davon ab. Er war halt kein Kamerad.

Es war Mittag, da sagte er zu mir: "Geh` runter in den Hof und sieh nach, was sich tut. Heute Nacht werden wir versuchen uns durchzuschlagen." "Jawohl", sagte ich, dachte aber dabei: Da kannst du lange warten, mich siehst du nicht mehr. Er gab mir seine Pistole für den Ernstfall. Also feige war er auch noch.

Die Pistole steckte ich in meine Tasche und machte mich auf den Weg. Nachdem ich das Scheunentor geöffnet hatte, stob gleich eine Schar Hühner auseinander. Ich stand im Hof und wollte gerade in ein Küchenfenster schauen, als ich von hinten gerufen wurde. Ich drehte mich um und stand zwei Franzosen mit Gewehr im Anschlag gegenüber. Sie fragten mich durch Handzeichen, ob ich eine Pistole habe. Ich bejahte. "Gib sie mir!" sagte einer. Ich deutete mit dem Kopf nach unten, dass er sie selber holen sollte.

Hätte ich mit der Hand in die Tasche gegriffen, so hätte man es falsch auslegen können, das war mir zu riskant. Er nahm mir noch einige Sachen ab und fragte mich dann, ob noch einer oben im Heu ist. "Ja", sagte ich, "noch ein Kamerad". Ich musste ihn rufen. Kreidebleich kam er herunter. Nachdem man auch ihm alles abgenommen hatte, ging einer der beiden Franzosen auf die Straße, um einen Amerikaner aufzuhalten, die dort laufend vorbeifuhren.

Gefangenschaft in Frankreich

Zwei Amis kamen, drückten unsere noch erhobenen Hände herunter und nahmen uns sofort mit zum LKW. Wir saßen hinten auf einem offenen Lastwagen und fuhren los. Sie waren sehr freundlich und gaben uns gleich etwas zu Essen. Zugleich fragten sie uns, ob man uns was abgenommen habe. Als wir das bejahten, lief einer von ihnen zurück und nahm den Franzosen wieder alles ab, was uns natürlich besonders freute. Nun herrschte eine andere Situation. Es gab zwar keinen Heldentod mehr, aber dafür waren wir nur mehr Freiwild und hatte keine Rechte.

Es gab genügend rachsüchtige Franzosen, die nun ihre seit Langem aufgestaute Wut gegen die deutschen Besatzer zum Ausdruck brachten.

Es ging wieder zurück nach Amiens, wo wir der französischen Polizei übergeben wurden. Nun begann ein Spießrutenlaufen. Auf dem Weg in ein Gefängnis mussten wir durch eine aufgebrachte Menschenmenge.

Der Polizist als Bewachung hatte keine Möglichkeit, aber offensichtlich auch keine Lust, uns zu beschützen. Wir wurden mit Füßen getreten und mit Fäusten geschlagen und mit unserem Kosenamen "Sall Bosches" beschimpft.

Im Gefängnis war alles überfüllt mit Kriegsgefangenen. An Sitzen war nicht zu denken, einer stand neben dem Anderen.

An der Wand stand ein Eimer für die Notdurft; und das im August. Um an den Eimer zu kommen, musste man sich stundenlang anstellen. Hier hatte man uns alles abgenommen. Am nächsten Tag wurden wir an einer größeren Straße aufgestellt zum Abmarsch in ein großes Lager. Bei glühender Hitze marschierten wir den ganzen Nachmittag.

Ich erinnere mich noch gut, wie eine mitleidige Frau einen Eimer mit Wasser auf die Straße stellte, um unseren Durst zu löschen. Sofort wurde er von einem Bewacher umgestoßen. Manche liefen aus Hunger in ein Feld, um irgendetwas zu erhaschen. Sie wurden brutal zurückgerissen. Mich wunderte nur, dass man nicht auf sie schoss.

Aus weiter Ferne sah man schon das Lager. Es waren etwa zehntausend Gefangene darin. Man teilte uns in Blöcke zu je hundert Mann ein, die man nicht verlassen durfte. Nun konnte ich wieder feststellen, wie unterschiedlich doch der Mensch sein kann.

Während ich im Allgemeinen sehr zufrieden war, gab es viele, die total resignierten. Andere lachten und waren guter Dinge.

Die Verpflegung ging einigermaßen. Schlimm wurde es, als es anfang zu regnen. Wir standen Rücken an Rücken, bedeckt mit einer Plane, und das tagelang. Dadurch wurden viele krank. Ich beobachtete, wie manchmal Sanitäter mit kranken Gefangenen in Richtung Haupttor gingen. Die Kranken wurden mit einem Sanka abtransportiert. Es geschah sehr geheim, doch ich konnte alles genau beobachten. Nachdem ich mir über den Werdegang ein Bild gemacht hatte, regte sich in mir gleich wieder der Unternehmungsgeist.

Die Flucht aus dem Lager

Es stand für mich fest, dass es nur in der Nacht möglich war an das Tor zu kommen. Als es dunkel wurde, schlich ich mich an den anderen Blöcken vorbei in Richtung Haupttor. Es ging alles gut.

In der Nähe des Tores musste ich erst einmal alles genau beobachten.

Vor dem Tor stand ein großer LKW mit Plane. Zum Glück stand er noch im Lager, denn sonst hätte ich nichts unternehmen können.

Einige Meter davon entfernt standen ein Arzt und zwei englische Offiziere. Der Kranke wurde kurz untersucht und durfte dann auf den LKW klettern. Sie konnten nur in ein Lazarett kommen. Der Fall war klar; ich musste unbemerkt auf den LKW kommen. Ich machte mir keine Gedanken, was dann kommen würde. Schlechter konnte es nicht werden. Bei der nächsten Untersuchung eines Kranken musste ich handeln, denn der LKW war fast voll und musste gleich wegfahren. Als man den Letzten untersuchte und die Ärzte sich gerade mit ihm beschäftigten, kletterte ich blitzschnell auf den Wagen. In Gedanken hörte ich zwar schon die Worte "Halt, halt!", doch ich hatte es geschafft. Die Wageninsassen lachten leise über meinen Streich. Es ging also wieder einem neuen Abenteuer entgegen.

Wir kamen in ein Lazarett, in dem nur deutsche Verwundete waren. Nachdem es schon sehr spät war, mussten wir bis zum nächsten Morgen auf dem Dachboden schlafen. Das war schon was: ein Dach über dem Kopf und eine Liege zum Schlafen. Schnell hatte ich die zwei Wochen auf der Wiese vergessen.

Am nächsten Morgen wurden wir untersucht. Zum Glück waren deutsche Ärzte da. Rheuma war mein Stichwort. Der Arzt durchschaute natürlich gleich meinen Schwindel, behielt mich aber mit einem Lächeln auf den Lippen da zum Arbeiten. Hurra, ich hatte gewonnen!

Da ich etwas arbeiten musste, meldete ich mich als Schreiner. Meine Aufgabe war es Holzkreuze anzufertigen. Als ich damit anfang, blamierte ich mich gleich gewaltig, da die Teile nicht zusammen passten. Mein Meister, der ebenfalls ein Gefangener war, lachte und sagte: "Das macht nichts, du kannst trotzdem bei mir bleiben. Wir finden schon eine Arbeit für dich."

Nach einigen Wochen musste ich in einer Wäscherei aushelfen. Eines Abends, es war schon dunkel, musste ich aus einem Schuppen Holz holen. Ich war schon öfters in dem Schuppen, so dass ich mich im Finstern zurecht fand. Als ich hineinging, stolperte ich über einen Gegenstand. Was war das? Mit den Händen suchte ich umher. Plötzlich hatte ich einen Kopf in der Hand. Ich bekam das Gruseln und rannte davon. Es war ein verstorbener Kamerad, den man vorläufig dort hingelegt hatte.

Nach etwa zwei Monaten wurde das Lazarett geräumt und es kamen englische Verwundete. Ich rechnete schon mit meinem Abschied ins Lager, doch es kam anders. Man behielt mich im Lazarett. Nun kam ich in die Lazarettküche. Das war meine allerschönste Zeit. Zusammen mit mir war noch ein Kamerad dort. Zu Essen gab es in Hülle und Fülle. Wenn Essensausgabe war, bekam ich sehr oft Zigaretten geschenkt. Man konnte immer feststellen, dass die Frontkämpfer hüben und drüben immer menschlicher dachten und handelten als diejenigen, die mit der Front nie was zu tun hatten.

Nach etwa drei Monaten war es jedoch soweit, dass ich in ein großes Gefangenenlager abgeschoben wurde. Ich war nun französischer Kriegsgefangener. Frankreich war zu diesem Zeitpunkt arm, folglich hatten sie auch nichts zu essen. Es gab viele Arbeitskommandos, aber mit der Verpflegung war es schlimm. Nun gab es auch Arbeit bei den Bauern, aber da konnte man sich nur als gelernter Bauer melden. Ich meldete mich dort, selbst auf die Gefahr hin, vom Bauern wieder zurückgeschickt zu werden. Mein erster Bauer meckerte zwar gleich, dass ich von der Landwirtschaft nichts verstand, aber ich gab mir solche Mühe und war fleißig, dass er mich behielt. Meine Hände bluteten und eiterten. Es war schon sehr schlimm, aber ich musste durchhalten und ich schaffte es. Nach einigen Wochen war ich ein guter Arbeiter. In dieser Zeit erhielt ich die traurige Nachricht vom Tod meiner beiden Brüder in Russland.

Nach neun Monaten hatte ich mit dem Bauern eine Auseinandersetzung und beschloss zu gehen. Aber das war nicht einfach. Die Arbeit war sehr schwer und so wollte ich mich im Lager etwas erholen. Bis dorthin waren es 30 Kilometer. Die musste ich zu Fuß zurücklegen und bei Nacht. Viel zu tragen hatte ich nicht. Eines Nachts, gegen 23:00 Uhr, schlich ich mich

vom Hof und marschierte Richtung Lager. Als ich mich dort meldete, wurde ich von einem französischen Offizier vernommen, warum ich nicht mehr arbeiten wolle. Er bestrafte mich folgendermaßen: Es wurde ein Schemel aufgestellt, auf den ich mich setzen musste. Dann kam ein Marokkaner und rasierte mir den Kopf zu einer Glatze. Ich dachte mir jedoch, dass das nur gut für den Haarwuchs sein kann.

Mein Aufenthalt im Lager war nicht von langer Dauer und so musste ich nach acht Tagen zu einem anderen Bauern. Hier tat ich mich schon viel leichter, da ich die Arbeit und die Sprache mittlerweile ganz gut beherrschte.

Aber auch dort gab es nicht viel zu essen, so dass ich mir selbst helfen musste. Ich konnte doch nicht schon wieder ins Lager zurückgehen. Einige Monate musste ich schon aushalten. Mit mir war noch ein Kamerad auf dem Hof, so dass es für mich interessanter war.

Als wir wieder einmal hungrig zu Bett gingen, kam mir ein guter Gedanke. So ein großer Hof und Hunger leiden, das darf es nicht geben. Ich stand wieder auf und zog mich an. "Was machst du?" fragte mein Kamerad. "Ich hole was zum Essen", sagte ich, "du wirst schon sehen." Und weg war ich.

Ich schlich mich zum Wagenschuppen, wo über hundert Hühner saßen und auf den Wägen schliefen. Es war mir unmöglich, das gefangene Huhn zu köpfen, da es geschrien hätte. Also packte ich es am Hals und riss ihm den Kopf ab. Das ging genau so schnell wie mit dem Beil. In unserem Raum hatten wir einen offenen Kamin, wie das überall in Frankreich üblich war.

Dort konnten wir es braten. Nachdem wir unseren Hunger gestillt hatten, ging es uns schon etwas besser. Wir wiederholten dies einige Male.

Einmal nach dem Abendessen sagte der Bauer zu uns: "Heute Nacht könnt ihr nicht viel schlafen, wir brennen Schnaps." Der wurde heimlich im Wald gebrannt, denn das war verboten. Ich musste den Most ins Holz fahren und den Schnaps wieder zurück zum Hof. Das war natürlich günstig für uns. Wir suchten fieberhaft einige Flaschen zusammen, um den Schnaps für den Bauern etwas zu reduzieren. Somit wurden wir also für den ausgefallenen Schlaf entschädigt. Es war guter Calvados. Wir versteckten die Flaschen an den verschiedenen Feldern, um überall auch am Tag trinken zu können.

Nicht weit von unserem Hof stand ein kleines Haus, in dem eine hübsche Französin wohnte. Sie hatte ein Kind von etwa drei Jahren, das von einem deutschen Soldaten stammte. Dadurch wurde sie von den Franzosen gehasst.

Sie lebte mit einem alten Tagelöhner zusammen. Wenn ich in ihrer Nähe arbeitete, versuchte sie mir immer schöne Augen zu machen. Unter der Woche war sie tagsüber meistens allein zu Hause.

Einmal lud sie mich ein, sie in ihrem Haus zu besuchen. Dabei war mir nicht ganz wohl zumute. Einerseits freute ich mich riesig, andererseits aber hatte ich wegen meiner Unerfahrenheit Hemmungen. Sie gab mir zu verstehen, dass ich kommen sollte und ging zurück ins Haus. Nach einiger Überwindung machte ich mich dann doch daran ihrer Einladung zu folgen.

Als ich das Haus betrat und sie in einem der Zimmer fand, lag sie auf einem Sofa und ihre Geste war unmissverständlich. Vermutlich habe ich das Mädchen aber sehr enttäuscht. Mein Kontakt zu Mädchen war bis zu der Zeit durch eine strenge Erziehung ganz unterbunden worden. Wegen meiner dadurch fast anezogenen Schüchternheit erfand ich nun allerhand Ausreden. Unverrichteter Dinge ging ich wieder an meine Arbeit.

Als ich einmal kurz darauf mit einem Pferdefuhrwerk, das voll mit Kartoffelsäcken war, an ihrem Häuschen vorbeifuhr, warf ich ihr als Entschädigung einen Sack herunter.

Nach etwa einem Jahr sagte ich zu meinem Kameraden: "Heute Nacht hau ich ab ins Lager, mir gefällt es nicht mehr." Darauf hin sagte er: "Das ist doch viel zu weit, das schaffst du nicht in einer Nacht." "Mir wird schon was einfallen", entgegnete ich, "dann bleibe ich halt tagsüber im Wald." Es waren 60 Kilometer. Kurz vor Mitternacht verabschiedete ich mich von meinem Kameraden und verließ den Hof. Nachdem ich etwa drei Stunden unterwegs war, kam ich in ein Dorf. Da sah ich plötzlich ein Schild mit der Aufschrift "Polizei". Mein Entschluss stand fest. Warum sollte ich zu Fuß gehen, wenn es eine Polizei gibt. Die werden mich schon hinbringen, dachte ich.

Man muss sich ein kleines, altes Haus vorstellen, in dem der Polizist mit seiner Familie lebte. Ich zog am Glockenstrang. Eine Weile tat sich nichts;

ich zog noch einmal. Kurz danach erhellte sich ein Fenster im ersten Stock. Ich hörte eine Männerstimme zuerst murmeln dann brummen. Das Fenster wurde aufgerissen und ich wurde mürrisch gefragt, wer ich sei und was ich mitten in der Nacht wolle. "Ich bin ein deutscher Kriegsgefangener und will ins Lager zurück", antwortete ich. Ich dachte, dass er nun sein Gewehr holen wird, um mich festzunehmen. Doch weit gefehlt. Ich wurde von ihm geschimpft wie ein Schulbub, was mir einfällt, das hätte doch Zeit bis morgen früh und wütend schlug er das Fenster zu und löschte das Licht. Da stand ich nun und war schwer enttäuscht. Nach ca. zwei Minuten hörte ich oben einen heftigen Streit zwischen dem Polizisten und seiner Frau. Ich konnte ja inzwischen genug französisch und verstand viel von dem, was sie da oben sagten. Dann hörte ich Schritte die Treppe herunterkommen und war höchst erstaunt. Der Polizist kam im Schlafanzug und ohne Gewehr zu mir, entschuldigte sich und sperrte mich in einen Holzschuppen. Das muss eine gute Frau sein, dachte ich. In dem Schuppen befand sich ein uraltes Bett, das offenbar für solche Zwecke gedacht war. Am nächsten Tag kam die Frau des Polizisten und brachte mir ein Frühstück. Nebenbei fragte sie mich, ob ich gut geschlafen habe oder noch müde bin. Es gab also auch gute Franzosen. Kurz darauf kam der Polizist zu mir und ich musste ihm alles erzählen. Er schüttelte nur den Kopf und sagte, ich hätte recht getan, denn die Bauern würden uns alle nur ausnützen und für die Arbeit nichts bezahlen. Das wunderte mich sehr. Ich hatte einen selten guten Polizisten erwischt. Er ging kurz weg und als er gleich darauf wiederkam sagte er: "Dein Bauer hat angerufen und behauptet, du hättest eine Decke mitgenommen und ich soll dich wieder zu ihm zurückbringen. Daraufhin sagte ich zu deinem Bauern, dass ich das nicht tun darf, da du unter meinem Schutz stehst und ich dich ins Gefangenenerlager zurück-bringen muss. Ich sagte ihm auch noch, dass du keine Decke bei dir hast." Dann bat er mich, etwas Holz zu hacken, da er nicht dazu komme. Ich willigte gerne ein. Als Belohnung gab er mir Zigaretten, die zu dieser Zeit noch einen sehr großen Wert besaßen.

Am Nachmittag war es dann soweit. Mit dem Zug ging es ab ins Lager.

Am nächsten Tag wurde ich zum Haupttor gerufen, wo mein Bauer stand und mich bat, wieder zu ihm zu kommen. Er konnte nicht verstehen warum

ich wegging. Ich machte ihm klar, dass ich nicht mehr zurückgehen werde, da das Essen nicht gut gewesen sei, was auch stimmte.

Einige Tage darauf musste ich zu meinem dritten Bauern. Bei diesem Bauern war ich sieben Monate, dann riss ich auf die gleiche Weise wieder aus, denn kein Bauer brachte einen zurück ins Lager, da wir gute, billige Arbeitskräfte waren.

Nun änderte sich meine Arbeitsweise, da ich zu einem Totengräberkommando kam. Da musste man die gefallenen Kameraden ausgraben und in einen Heldenfriedhof überführen. am Anfang dachte ich, dass ich das nicht aushalten würde, aber man gewöhnt sich an alles. Es war eine traurige Angelegenheit. Man wurde wieder an die Schrecken des Krieges erinnert. Gefallene Kameraden, die in einem feuchten Grab beerdigt wurden, waren noch ganz gut erhalten. Andere wiederum, die nicht tief genug lagen und sandig beerdigt wurden, waren nur mehr ein Skelett. Bei vielen fand man noch Briefe, Fotos, Geld und Uhren. Das alles war sehr erschütternd. Nachdem alle Kameraden umgebettet waren, ging es wieder zurück ins Lager.

Man schrieb mittlerweile das Jahr 1947.

Es sollte das letzte Jahr in der Gefangenschaft sein. Ich kam noch einmal zu einem Bauern, wo ich im Pferdestall schlafen musste. Auch das musste man mitmachen.

Dabei erinnere ich mich noch gut an das Weihnachtsfest. Es brannte eine Kerze, vor mir stand etwas Gebackenes und im Hintergrund die Pferde. An Romantik wohl nicht mehr zu übertreffen.

Ich musste unwillkürlich an das Weihnachten in Russland denken und war vollauf zufrieden.

Im November 1948 kam ich ins Lager zu-rück, diesmal auf legale Art. Ich musste nicht türmen, denn ich wurde aus der Gefangenschaft entlassen. Meine Freude brauche ich nicht zu beschreiben. Im Personenzug fuhren wir über Paris zur deutschen Grenze. Noch einmal mussten wir den Hass der Franzosen über uns ergehen lassen. Bis Kehl am Rhein wurden wir beschimpft, mit Steinen beworfen und mit dem berühmten französischen Pisszeichen verabschiedet.

Nun war es geschafft!

Acht Jahre unserer Jugend waren uns verlorengegangen.

Auf deutscher Seite wurden wir stürmisch begrüßt.

Das tat im Herzen gut!

Nun erst konnte ich den Unterschied von Freiheit und Nichtfreiheit feststellen. Was für mich das Schwerste war und immer noch ist: meinen Mitmenschen klar zu machen, dass man auch arm und bescheiden glücklich sein kann. Dies zu vermitteln ist mir bis heute nicht gelungen und wird mir wohl nie mehr gelingen.

* * * * *



Hans Schira



Hier nochmal das Bild, das schon beim Vorwort zu sehen ist. Auf diesem Bild ist Hans Schira zu Beginn der Gefangenschaft zu sehen.



Auf diesem Bild ist Hans Schira nach der französischen Gefangenschaft 1948 zu sehen.

Beide Bilder entstanden offensichtlich am selben Ort



Vater Philipp mit seinen gefallenen Söhnen Karl und Hermann Schira
